

FINISSAGE „JOHANNA EMS“ IN JO ECKHARDTS GALERIE ABAKUS

Wenn wir uns heute hier in Jo Eckhardts Galerie ABAKUS versammelt haben zur Finissage einer ersten Ausstellung mit Werken von Johanna Ems, dann finden wir uns unversehens mitten in ein Kraftfeld lebhafter Interferenzen gestellt, wie sie durch die Überlagerungen konzentrischer Schwingungen entstehen, die sich zwei klar unterschiedenen Impulsquellen verdanken. Was die Organisatorin, die Förderin, die Galeristin Jo Eckhardt und die Künstlerin Johanna Ems betrifft, so hat Sibylle Badstübner bei der Vernissage am 11. November vergangenen Jahres deren Weg respektvoll gewürdigt. Ich bin gebeten worden, heute etwas zum Menschen Jo Eckhardt zu sagen, die unter dem Namen Johanna Ems Werke geschaffen hat, die uns alle immer noch in anhaltendes Erstaunen versetzen.

Sibylle Badstübner hat die Wahl des Vornamens Johanna zur Assoziation an Jeanne d'Arc verleitet; mir will sich das Bild der schwer gewappneten Jungfrau von Orleans, der vom hohen Ross für die fromme Sache streitenden französischen Nationalheiligen nicht so recht zu meinem Bild von Jo Eckhardt fügen. Wer darum weiß, was für ein gottesfürchtiger Mann Jos Vater, der Dorflehrer Alfons Hansen, war, findet eher in Person und Vita der Johanna Franziska von Chantal, einer Mutter von vier Kindern, die nach dem Tode ihres Mannes zur Ordensgründerin der Salesianerinnen wurde und über 40 Klöster gründete, eine den Menschen nähere Heilige, die mir wegen ihrer praktischen Nächstenliebe, wegen ihres organisatorischen Talents und ihres klugen Wirtschaftens weit eher als Namenspatronin zu Johanna Ems passen will.

Einen deutlicheren Hinweis verdanken wir dem zweiten Teil ihres Künstlernamens, der anspielt auf den Fluss, an dem Gisela Hansen aufgewachsen ist und der dem weiten, flachen Land ihrer Jugend seinen Namen gegeben hat: Johanna Ems – dieser Name ist auch eine Verbeugung vor ihrer Heimat, dem Emsland, und der Ems, die gerade in Holsten-Bexten mit ihrer 180°-Kehre den Menschen ein großartig-elementares Schauspiel einer mächtig aufziehenden, kraftvoll ausgebreiteten, im großen Bogen umgeleiteten und schließlich sich beschleunigend wieder von dannen ziehenden Urkraft bietet. Unvorstellbar fern erscheint uns heute jene kleine Welt ohne Elektrizität, ohne Radio, ohne Fernsehen und ohne Internet; und doch war in dieser überschaubaren Welt alles Elementare vorhanden, was die Welt rund macht und ihr ihren großen Rhythmus verleiht: Die langen Tage und kurzen Nächte im Sommer, die kurzen Tage und langen Nächte im Winter; der beständige Zyklus der Jahreszeiten mit Blühen, Reifen, Ernten, Ruhen – und schließlich der weite Kreis der Jahresfeste. Wo sich das Leben von Tag zu Tag nur wenig ändert, wächst ganz von selbst die Aufmerksamkeit für die Wahrnehmung gerade der kleinen Unterschiede. Der Boden war karg hier, das machte die Menschen bescheiden und die kleinen Freuden groß. Wo ein jedes Ding seinen Platz im großen Ganzen hatte, da schien auch die Welt in Ordnung.

Dass Gisela Hansen in einem Lehrerhaus aufwuchs, wo naturgemäß viel gefragt wird – und zwar von denen, die es schon wissen, und wo meist die Antwort erwartet wird von jenen, die es noch nicht wissen, hat früh schon eine weltoffene Haltung eingeübt, geprägt von Neugier, vom eigenen Fragen und von der Freude am Entdecken. Und wie selbstverständlich wurde die Musik eine vertraute Haus- und Schul- und Kirchengenossin, weil Vater Hansen nicht nur Lehrer, sondern zugleich auch noch Chorleiter war.

Wer weiß, wie fein im Dorf zwischen Salzbergenern, Holstenern und Bextenern unterschieden wurde, der ahnt, welche enorme Integrationsleistung mit der Ansiedlung vieler Vertriebener ab 1946 verbunden war. Dass bescheidene Menschen hilfsbereiter sind und dass, wer wenig hat, eher teilt, nehmen wir als Ergebnis wissenschaftlicher Untersuchungen erstaunt wieder zur Kenntnis. Ohne diese damals hier selbstverständlichen Grundeinstellungen hätten Not und Elend der Nachkriegszeit aber noch viel länger gedauert. Pioniere der Integration waren damals zuallererst die Schulen, weil Kinder unvoreingenommener aufeinander zugehen können, und die Kirchengemeinden, weil ein gemeinsamer Glaube Brücken zu schlagen hilft. Wer die von vielen Händen in gemeinsamer Arbeit errichtete und 1953 eingeweihte St. Marien-Kirche von außen sieht, hat ein starkes Bild des Schutzbedürfnisses in der Not jener frühen Nachkriegszeit vor Augen; und wer die Kirche betritt, erlebt in der lichten Weite und klaren Schlichtheit ihres Inneren, was es damals hieß, der Hoffnung der Menschen neuen Raum zu geben. Dass Vater Hansen als gottesfürchtiger Mann den Bau dieser Kirche mitbetrieben hat, wird auch ein Grund dafür gewesen sein, dass seine Tochter Gisela in ihrem Schatten – und im Schatten der großen Buche, unter der sie schon als Kind gespielt hat – beigesetzt werden wollte. Naturverbundenheit und wache Aufmerksamkeit, Bescheidenheit und Hochherzigkeit, Respekt vor den Menschen und Liebe zur Musik waren die mächtigen Eckpfeiler einer Erziehung und Herzensbildung, die ein Leben lang getragen haben; insofern war Holsten-Bexten – trotz aller Einschränkungen, die die Zeiten mit sich brachten – ein guter Ort zum Aufwachsen.

Wer Jo in Berlin zunächst als Frau Eckhardt kennenlernte, war überrascht über ihre unprätentiöse Erscheinung: Mochte Berlin das Schaufenster des Westens sein und die Kultur dessen Aushängeschild, Jo Eckhardt lag aller Glamour fern. Sie nahm teil, aufmerksam und lebhaft; aber ihr unbestechlicher Blick war nicht interessiert am Glitzerwerk kultureller Benutzeroberflächen; sie blieb dem Authentischen und Echten verpflichtet. Ein Konzert oder eine Ausstellung besuchte sie nicht, um einen „event“ zu erleben, sondern weil Musik zu hören oder ein Bild zu betrachten, für sie ein Erkenntnisgewinn war; für sie war Kultur eben – gar nicht einmal nur im übertragenen Sinn – ein Lebensmittel. Wer sie zu Hause erlebte, war zunächst erstaunt darüber, dass Garten und Haus eben jene kreative Unordnung des Werdens zeigten, die untrügerisches Indiz dafür ist, dass hier die Ordnung dem Leben keine Gewalt antut: Überall im großen, denkmalgeschützten Garten wurde – ganz unspektakulär – an etwas gearbeitet; und im Haus waren die Fensterbänke und Simse voll von eben jenen Dingen, die entdeckt oder gefunden und aufbewahrt zu haben, die ganze Seligkeit eines passionierten Sammlers ausmacht. Es sind diese „Habseligkeiten“, die von Jos wacher

Aufmerksamkeit künden und in ihrer bunten Vielfalt im Kleinen die Mannigfaltigkeit des Großen widerspiegeln. Dass sie das große Haus in der Milinowskistraße selbst renoviert, hergerichtet und gestaltet hatte, erfüllte sie mit leisem Stolz: *Sie* hatte das Nest gebaut, *sie* hatte den großen Garten unter sich, *sie* war der Schluss-Stein, der diesen weit gespannten Bogen, unter dem so vieles Platz hatte, zusammenhielt. Wenn man nach einem langen Tag voller Berlin-Besichtigungen und -Entdeckungen abends wieder zu Eckhardts kam und der Hausherr längst im Bett war, waren es die Gespräche mit Jo in der Küche, die auf wunderbare Weise den Tag rund machten: Sie nahm sich Zeit; sie schenkte einem Zeit; sie leuchtete den Hintergrund des Erlebten aus; sie kannte Geschichten oder Anekdoten dazu, und sie leitete daraus Empfehlungen für den nächsten Tag ab.

In ihren letzten Lebensjahren hat uns Jo auf ihre Weise immer wieder neu in Erstaunen versetzt. Die Diagnose war böse, aber sie warf sie nicht um; die Ärzte rieten zur Chemotherapie, und Jo akzeptierte; als die Haare ausfielen, trug sie ein so geschickt zum Turban gewundenes Kopftuch, dass sie mit diesem modischen Accessoire ungewohnt auffallend wirkte. Die Krankheit gehörte nun zwar zu ihrem Leben, aber sie bestimmte es nicht. Was völlig unverändert blieb, war ihr warmherziger Blick aus wachen Augen; sie brachte es trotz aller physischen Einschränkungen auch weiterhin fertig, einen im Gespräch mit den Augen bei den Händen zu fassen. Als die Krankheit wieder aufflammte, überraschte uns Jo erneut: Indem sie die Krankheit annahm, als sie jede weitere Chemotherapie ablehnte, bestimmte sie entschieden selbstbewusst auch ihre Art des Abschiednehmens. Sie hat uns vorgelebt, dass auch der Tod zum Leben gehört, indem sie die ihr noch vergönnte Zeit klug genutzt und sich nicht durch die Furcht vorm Sterben hat vergällen lassen.

Als wir Jo am 5. Januar 2012 in der Hansenschen Familiengruft beigesetzt haben, war es, als inszenierte Mutter Natur ihr zu Ehren ein wahrhaft spektakuläres Schauspiel – mit einer schon beinahe unheimlichen Korrespondenz von Außen und Innen: Es begann schon in der Nacht. Erst zum Seelenamt sollte Jo von Berlin nach Holsten-Bexten überführt werden. Blitz und Donner, Sturm und Regen gaben ihr die Nacht hindurch Geleit, der Sturm heulte ums Haus und der Himmel hielt seine Schleusen weit geöffnet; es schüttete und goss in einem fort. Auch als es hell wurde, blieb die Natur weiter in Aufruhr: Schwere Wolken jagten dicht dahin; starke Sturmböen und heftige Regenschauer wechselten einander ab und boten düstere Aussichten für das letzte Geleit. Gegen Mittag ließ der Regen nach. Die Wiesen standen nun unter Wasser. Dass der Himmel seit Tagen geweint hatte, hatte das Grundwasser kräftig ansteigen lassen; die Schauer der Nacht und des Morgens hatten alles in einen großen See verwandelt. Kaum hatte man die Grenze zu Niedersachsen erreicht, da stand wie ein riesiges Tor das weite Halbrund eines Regenbogens am Himmel und zeigte an, dass sich die Wolkendecke aufgetan hatte und sich das Licht der wieder durchdringenden Sonne an dem weiter entfernt niedergehenden Regen brach.

Die Kirche von Holsten-Bexten bot der Trauergemeinde Schutz. Jo war doppelt präsent: im Sarg, der geschmückt war mit einem Blumengesteck in heiterem Orange, und auf einem großen Schwarz-Weiß-Foto, dessen lichte Sommerszenerie so gar kein Schwarz zu kennen schien; selbst die dunklen Töne

waren allenfalls Grau. Der von rechts her aufs Kreuz gerichtete Spotstrahler zeichnete links vom Kreuz in hartem Schwarz den Schatten des Gekreuzigten; gegen dieses – noch dazu verzerrte – Bild der Passion kam das heitere Sommerbild nicht an. Eher als um möglichen Trost kreisten die Gedanken darum, was ein Mensch alles erleiden muss, bevor jene unheimliche Ruhe des „Es ist vollbracht“ einkehrt. Das warme Licht der Kerzen, die Farben der Blumen standen dagegen, doch der Sarg und der Schattenriss links vom Kreuz blieben stärker. Als dann Julia Eckhardt ganz allein zu ihrem Stück auf der Viola anhob und plötzlich auch noch durch das südliche Fenster das Sonnenlicht den Altarraum flutete und die gelben, grünen und blauen Tupfen einen farbigen Abglanz der Glasfenster über die gesamte Stirnwand der Kirche zauberten, da hatte der vom kleinen Spotstrahler hervorgerufene Schwarz-Weiß-Holzschnitt der Passion keine Chance mehr: Der verhangene Himmel war aufgerissen, die Sonne war strahlend hervorgebrochen, die Wand schien durchsichtig geworden, und in dem Miteinander und Ineinander von Himmel und Erde, von Natur und Mensch wurde einem für einen Augenblick die Seele weit.

Als es zum letzten Geleit nach draußen ging, hatte der Regen ganz aufgehört. Aber man stand in schneidend scharfem Wind, der selbst die mächtigen kahlen Äste der alten Buche vor der Kirche bewegte. Geduckt folgten alle dem Sarg, und Pastor Langkamp nahm das Brausen des Sturms symbolisch als einen möglichen Hinweis auf ein inspiriertes Leben. Dabei ist *spiritus* doch eher ein Hauch, *Inspiration* eher ein Anhauch. Hier aber nahm einem eine elementare Naturgewalt buchstäblich den Atem. Kragen wurden hochgeschlagen, Schals fester umgelegt, Kopfbedeckungen mühsam festgehalten. Als der Sarg herabgelassen wurde, zog schnatternd eine Formation Wildgänse über den Friedhof hinweg nach Nordwesten – ein Zeichen dafür, dass das Wetter wohl wieder besser wurde. Was für ein hochsymbolisches Sehnsuchtsmotiv! Wer Jo nicht mit einem herzlichen „*sit tibi terra levis*“ drei Handvoll Erde mitgab, sondern Rosenblätter auf den Sarg streuen wollte, erlebte eine bezeichnende Überraschung: Der Sturm fegte so kräftig über den Friedhof, dass er die aus der Hand fallenden Blütenblätter im Nu über den ganzen Friedhof verteilte, als sollten sie nicht mit ins Grab, weil Jo sie lieber mit all ihren neuen Nachbarn teilen wollte – ein tröstliches Bild und ein schöner Gedanke in der schneidenden Kälte dieses Sturms und im Augenblick des endgültigen Abschieds.

Zur Auferstehungsmesse fand sich die Trauergemeinde wieder in der Kirche ein. Wir hatten Jo zur letzten Ruhe gebettet; der Sarg fehlte nun; und auch die Blumen und Kränze waren nicht mehr da. War es Zufall, dass auch bei Julia Eckhardts zweitem Musikstück der Himmel plötzlich wieder aufriss und den Kirchenraum in helles Licht und heitere Farben tauchte? Und als schließlich die Gregorianische Gemeinde-Schola „*Von guten Mächten wunderbar geborgen*“ nach dem Text von Dietrich Bonhoeffer vortrug und die Kirche zum dritten Mal das überraschend optimistische Licht- und Farbenspiel bot, das alle in grenzenloses Erstaunen versetzte, schien man sich mit allen guten Mächten im Bunde zu wännen. Die Messe beschloss Ulrich Eckhardts Darbietung von Bachs Choral „*Vor deinen Thron tret ich hiemit*“, jenes Stückes übermenschlicher Kraftanstrengung und tiefer Gottergebenheit, das der blinde Bach auf dem Sterbebett aus seinem sehr viel früheren Werk „*Wenn wir in höchsten Nöten sein*“ noch geschaffen hat und das dadurch so etwas wie der Schlusspunkt

seines musikalischen Vermächnisses geworden ist. So setzte eines der vollkommensten Musikstücke Bachs doppelt berechtigt den Schlusspunkt einer Beisetzung, die dramatischer, wechsellvoller und – trotz allem – auch zuversichtlicher nicht hätte sein können – ganz so, als habe Mutter Natur mit ihren Mitteln sagen wollen, dass es gut sei, dass Jo nun heimgekehrt war nach Holsten-Bexten.

Nach dem Seelenamt kam ein sichtlich erregter Martin Rupprecht vor der Kirche auf mich zu und fragte, warum ich denn in meiner Trauerrede nichts über die Künstlerin gesagt hätte. Ich konnte damals nur verlegen entgegnen: „Weil ich nichts davon weiß.“ Ich kannte ihre zwei mächtigen Holzkulpturen aus der Milinowskistraße und einige wenige Zeichnungen an den Wänden. Ansonsten war Jo Eckhardt für mich die langjährige Pionierin und Leiterin des Videoforums und – vor allem in den letzten Jahren – engagierte Galeristin des ABAKUS gewesen. Ich wusste nicht einmal von ihrem Atelier, das ich zum ersten Mal nach ihrem Tod betreten habe. Auch Sibylle Badstübner hat in ihrem einfühlsamen Einführungsvortrag zur Vernissage betont, zu Jo Eckhardts Lebzeiten von deren künstlerischen Arbeiten nichts gewusst zu haben. Und selbst Ulrich Eckhardt war überrascht, als er nach Jos Tod dem großen Fundus von Arbeiten gegenüber stand, von dessen Existenz er nicht einmal etwas geahnt hatte.

Sie hat uns alle überrascht; und wir fragen uns natürlich erstaunt, warum sie all diese Werke so sorgsam vor uns verborgen gehalten hat. Manchmal scheint sich in diese Frage ein Gran Enttäuschung mischen zu wollen, dass sie diesen weiten Bereich ihres Tuns so ganz für sich behalten hat. Doch müssen wir zunächst einmal feststellen, dass wir sie auch nie gefragt haben! Für mich gehört – nach langem Nachdenken – dieses Geheimnis, das Jo Eckhardt um ihr künstlerisches Schaffen gemacht hat, ganz wesentlich zu ihr, leichter verständlich vielleicht, wenn man es sich für einen Moment auf Englisch denkt: no exhibition, please! Dass sie sich nicht in den Vordergrund drängte, wussten alle; dass sie sich zurückzunehmen wusste, schätzten alle; dass sie sich selbst so wenig wichtig nahm, dass sie auch mit ihren Werken nicht in die Öffentlichkeit drängte, sollte uns deswegen nicht überraschen. Sie wusste, dass sie sich gegen die wohlmeinenden Vorschläge, diese Arbeiten doch auszustellen, zur Wehr hätte setzen müssen – gegen wohlmeinende Freunde, mit denen sie sicher darüber nicht streiten wollte. Gegen den Hochmut des oftmals lärmenden Betriebs setzte sie ihre konsequente Zurückhaltung, aus der heraus sie diese Arbeiten auch dem Betrieb eben nicht ausgesetzt sehen wollte. Wie man zarte Keimlinge im Gewächshaus gegen den schneidenden Wind schützt, hat sie ihre Arbeiten in ihrem Atelier selbst vor dem als zudringlich befürchteten Lob der Öffentlichkeit behütet.

Mit diesen Arbeiten hat sie ein wunderbares Beispiel für ein Werk gegeben, das ganz ihrer Muße entsprungen ist. Wir sind – in aufgeregten, überhitzten und überbeschleunigten Verhältnissen – gerade dabei, uns mühsam auf Wörter zu einigen, die uns verständlich machen, was den Alten Muße war. Dem Wirtschaftsmagazin *brand eins* fällt dazu nur das Wort „Nichtstun“ ein, die Kulturindustrie spricht weiter verschleiern von „Freizeit“, und in den Nachhaltigkeitsforen grassiert aktuell das nicht

weniger unproblematische Pendant „Eigenzeit“. Was würde aus unserer Enttäuschung, nicht teilgehabt zu haben an Jos Werken, wenn wir sie uns für einen Augenblick in ihrem Atelier vorstellen, konzentriert damit beschäftigt, ganz bei sich – und nur für sich – an Dingen zu arbeiten, die sie sich als Aufgabe gestellt hat? Müssen wir uns nicht zugestehen, dass uns da – jenseits von Mann und Kindern und Familie und Haus und Garten und Aufgaben und Galerie – im Schutzraum seines Ateliers, das – überquellend von lauter Glücksfunden – zugleich auch eine reiche Vorratskammer noch zu hebender Schätze war, ein zufriedener Mensch vor Augen steht? Gibt uns dieses Bild nicht die beste aller möglichen Antworten auf unsere Frage, warum sie uns diese Arbeiten nicht gezeigt hat? Sie hat sie für sich geschaffen! Für sich und nur für sich!

Als das Goethe-Institut 2004 im Wettbewerb um das schönste deutsche Wort ausgerechnet „Habseligkeiten“ zum Sieger erklärte, erntete es dafür – ganz unschön deutsch – in den Feuilletons viel Häme. Nicht „Lebenslinien“, nicht „Seelentiefe“, nicht „Künstlerpersönlichkeit“ hatte gewonnen, auch „lieben“ nicht und nicht „Geborgenheit“, die es damals immerhin auf Platz 3 bzw. Platz 2 schafften, sondern ausgerechnet „Habseligkeiten“! Eingereicht von Doris Kalka, einer Sekretärin am Lehrstuhl für Philosophische Grundfragen der Theologie der Universität Tübingen; das erscheint nicht ganz unwichtig, denn mitprämiiert wurde gerade auch die Qualität der Begründung; und die lautete so:

„Das Wort bezeichnet nicht den Besitz, nicht das Vermögen eines Menschen, wohl aber seine Besitztümer, und es tut dies mit einem freundlich-mitleidigen Unterton, der uns den Eigentümer dieser Dinge sympathisch und liebenswert erscheinen lässt.

Typischer Vertreter dieser Klasse von Eigentümern ist etwa ein 6-jähriges Kind, das den Inhalt seiner Hosentaschen ausbreitet, um sich am Reichtum, an der Vielfalt der geliebten Sammlung zu erfreuen.

Oder das Wort bezeichnet – die mehr vom Mitleid geprägte Variante – den spärlichen Besitz dessen, der sein Zuhause verliert und sein karges Hab und Gut für alle sichtbar transportieren muss, zu welchem Unterschlupf auch immer.

Nur schwer lässt sich das Wort im Singular vorstellen:

Eine Habseligkeit? – So einfach ist die Seligkeit nicht zu erringen.

Vielfältig und wie zufällig muss die Ansammlung von auf den erste Blick wertlosen Gegenständen sein, um das Prädikat der Habseligkeiten zu verdienen.

Dabei muss sie aber zugleich für ihren Besitzer einen Wert darstellen,

der sich aus seinem individuellen seelischen Erleben ergibt

und für Außenstehende nicht leicht erkennbar ist.

Lexikalisch gesehen verbindet das Wort zwei Bereiche unseres Lebens, die entgegengesetzter nicht sein könnten: das höchst weltliche Haben, d.h. den irdischen Besitz, und das höchste und im irdischen Leben unerreichbare Ziel des menschlichen Glücksstrebens: die Seligkeit.

Diese Spannung ist es, die uns dazu bringt, dem Besitzer der Habseligkeiten

positive Gefühle entgegenzubringen, wie sie gemeinhin den Besitzern von Vermögen und Reichtümern oder Eigentümern von Krempel, Gerümpel und Altpapier versagt bleiben.

Und wo sonst der Weg zum spirituellen Glück, zur Seligkeit also, eher in der Abwendung von weltlichen Gütern oder doch zumindest in der inneren Loslösung aus der Abhängigkeit von Weltlichem gesehen wird, so fassen wir hier die Liebe zu Dingen, allerdings zu den kleinen, den wertlosen Dingen auf als Voraussetzung zum Glück.“

Sind nicht all diese Werke rings um uns herum ein Teil von Jos Habseligkeiten – im besten Sinne dieses schillernden Wortes? Ich stelle mir Jo noch einmal für einen Augenblick in ihrem „Atelier“ vor, ganz bei sich und in konzentrierter Gelöstheit versenkt in die Betrachtung dieser Arbeiten, diese Ergebnisse ihrer Muße, diese konkretisierte Eigenzeit, diese Geschöpfe ihres Bedürfnisses nach kreativem Schaffen, gesammelt, gehütet, von Zeit zu Zeit ausgebreitet, mit liebevollem Blick betrachtet – und anschließend wieder zusammengelegt, in Mappen geborgen und zudringlichen Blicken entzogen, die vielleicht nicht lang und gewaltfrei genug hätten sein können oder wollen. Mir macht diese Vorstellung diese Bilder noch ein wenig wertvoller – und Jo, wenn das überhaupt möglich ist, noch etwas lebenswürdiger.

Was diese Bilder aber uns nun sind, das müssen wir in der Auseinandersetzung mit ihnen herausfinden; am besten, indem wir uns darüber unterhalten, jetzt und hier; und ich bin mir sicher, Jos Geist wird diese Gespräche durchwehen und unsere Blicke inspirieren.

Werner Friedrich
27. Januar 2013